



Carsten G. Ullrich. Foto: Vladimir Unkovic

Dieser Beitrag befasst sich mit der familialen „Vererbung“ von Armut in Familien. Es werden der Stand der Forschung sowie eine qualitative empirische Studie hierzu vorgestellt. Dabei werden zunächst Fragen des theoretischen Ansatzes und des methodischen Zugangs zum Phänomen der intergenerationalen Transmission von Armut diskutiert.

Die „Vererbung“ von Armutsrisiken

Ein neuer Weg in der Armutforschung
Von Daniela Schiek & Carsten G. Ullrich

Der folgende Beitrag befasst sich mit der familialen „Vererbung“ von Armut in Familien. Es werden der Stand der Forschung sowie eine qualitative empirische Studie hierzu vorgestellt. Dabei werden zunächst Fragen des theoretischen Ansatzes und des methodischen Zugangs zum Phänomen der intergenerationalen Transmission von Armut diskutiert. Denn in der Forschung über die familiäre „Vererbung“ von Armutsrisiken wird vornehmlich davon ausgegangen, dass Lebenslagen weitge-

hend durch das in der Kindheit von den Eltern Erlernte festgelegt sind. Nur sehr wenige Arbeiten werden von der Annahme geleitet, dass Armutserfahrungen in wechselseitigen Aushandlungsprozessen zwischen Eltern und Kindern tradiert, aber auch transformiert werden. Entsprechend selten richtet sich der Fokus von Untersuchungen direkt auf die intergenerationalen Familienbeziehungen. Im Beitrag wird verdeutlicht, wie wichtig und sinnvoll eine derartige Forschungsper-

spektive sein kann. Dafür wird auf erste empirische Befunde aus einem noch laufenden Forschungsprojekt zurückgegriffen: Anhand familiengeschichtlicher Gruppengespräche mit Eltern und ihren erwachsenen Kindern können wir zeigen, dass armutsrelevante Deutungsmuster und Handlungsorientierungen in Familien immer wieder gemeinsam reproduziert werden und dass die (Enge der) Generationenbeziehungen für die Kinder zu einem Armutsrisiko werden kann.

Armutrisiken werden sozial vererbt

Für Gesellschaften, die sich als chancengleich und meritokratisch verstehen, ist die familiäre Reproduktion von sozialer Ungleichheit und Armut ein zentrales Problem. Denn soziale Ungleichheiten lassen sich nur bei einer hohen sozialen Mobilität rechtfertigen und diese kann wiederum als Ausdruck weitgehender Chancengerechtigkeit angesehen werden. Besonders die Höhe intergenerationaler Aufstiege gilt dabei als zentrale Aussage über die Chancengleichheit und Offenheit einer Gesellschaft.

In Deutschland ist die intergenerationale soziale Mobilität gering und insbesondere auch der Aufstieg aus unteren sozialen Schichten im internationalen Vergleich besonders selten; die soziale Herkunft hat hierzulande einen starken Einfluss auf die spätere berufliche Position. Im Vergleich hierzu ist zwar der Herkunftseffekt bei den Einkommenssituationen etwas abgeschwächt, gleichwohl ist auch eine ausgeprägte familiäre Reproduktion von Armutslagen festzustellen.

Als Kind in relativer Armut aufzuwachsen erhöht die Wahrscheinlichkeit, später ebenfalls arm zu sein. Dabei sind Kinder armer Eltern gleich mehreren verschiedenen Risiken ausgesetzt, die ihre Entwicklungs- und sozialen Aufstiegsmöglichkeiten begrenzen. Neben den ökonomischen und physischen Belastungen wird vor allem auch den Denk- und Handlungsmustern der Eltern eine tragende Rolle zugeschrieben. Das bedeutet, dass nicht nur die sozialstrukturellen Bedingungen der Eltern (v.a. Einkommen, Arbeitsmarktanbindung, Bildungsniveau, Netzwerkeinbindung, räumliche und gesundheitliche Lage) ausschlaggebend für die Entwicklung der Kinder sind. Auch die Verhaltens- und Erziehungsformen sowie Beziehungs- und Interaktionsmuster der Eltern untereinander sowie gegenüber den Kindern gelten

als Prädiktoren für die biografischen Chancen der Kinder. Wie Eltern mit ihren Kindern interagieren, kann demnach zu Einschränkungen in der Entwicklung von Selbstbewusstsein und Kompetenzen führen, die die Fähigkeiten für das Wahrnehmen und Ausführen von Handlungsalternativen begrenzen. Dies gelte umso mehr, je früher und länger Individuen in Armut sozialisiert würden. Folgt man den Ergebnissen der internationalen Forschung seit den 1950er Jahren, scheinen dabei vor allem zwei biografische Muster bei der Armutsvererbung eine zentrale Rolle zu spielen: Fatalismus (d.h. eine fehlende Überzeugung, selbst Einfluss auf die eigene Lebenslage nehmen zu können) sowie ein geringes Vermögen, langfristig vorzusuplanen (Gegenwartsorientierung).

Die – dauerhaft Armen wohl fehlende – Überzeugung, selbst Einfluss auf die eigene Lebenssituation nehmen zu können, wird in psychologischer Perspektive als Kontrollüberzeugung beziehungsweise als Vertrauen in Selbstwirksamkeit gefasst. In der Soziologie lässt sie sich als wesentlicher Teil der Individualisierung des modernen Lebenslaufs beschreiben. Diese Haltungen sollen mit einer Widerstandskraft („Resilienz“) gegenüber armutsbedingten Risikofaktoren im Elternhaus korrelieren. Die Fähigkeit zur langfristigen Planung und die Überzeugung, Situationen selbst gestalten zu können, gelten somit als Schlüssel für die gesellschaftliche Integration und Risikoabsicherung gegen Armut.

In der Feststellung, dass Armutrisiken auch „kulturell“ und zuvorderst über das Fehlen der genannten biografischen Kernorientierungen übertragen werden, ist man sich in der Forschung zu Armutsgenerationen weitgehend einig. Deshalb wird hierbei meist von einer intergenerationalen „Transmission“ gesprochen. Damit ist die Vermittlung von Deutungs- und Handlungsmustern, Werthaltungen, Wahrnehmungs- und Ausdrucksfähigkeiten gemeint.

Wie werden Armutrisiken vererbt?

Wenig zufriedenstellende Forschungslage

Selten wird in der Forschung zu Armutsgenerationen aber explizit erläutert, wie man sich die familiäre Transmission „riskanter“ (das Armutrisiko erhöhender) Deutungsmuster und Handlungsorientierungen genauer vorzustellen hat. Gleichwohl lässt sich in den Arbeiten eine Orientierung an Sozialisationsverständnissen feststellen, die neben strukturellen Benachteiligungen auf der Mikroebene (d.h. Einkommensverhältnissen, Wohngegend usw.) von einer einseitigen und über den Lebensverlauf stabilen Übernahme elterlicher Werte ausgehen, die als solche weder wissenschaftlich noch von den Betroffenen selbst kaum zu durchdringen sei. So lassen sich schon bei Pierre Bourdieu, auf den sich in Arbeiten zur familiären Armutstransmission fast immer bezogen wird, Behauptungen zur Beharrlichkeit bei gleichzeitiger Undurchdringlichkeit der „Vererbung“ von Unterprivilegierung feststellen. Die im Elternhaus verinnerlichten Werte zeigten sich laut ihm auch dann noch in Anpassungsproblemen, wenn die Kinder bereits länger nicht mehr mit ihrer Herkunftsfamilie zusammenleben und es handele sich um ein „diskret“, über „diffuse Reize mit geheimer Überzeugungskraft“ erhaltenes „kulturelles Erbe“. Einige Armutsforscher*innen betonen aber, dass sich Kindheitserfahrungen mit materieller Deprivation nicht zwingend auf das Erwachsenenleben auswirken müssen. Es besteht also keine deterministische Beziehung und es gibt genügend Beispiele für intergenerationale Auf- und Ausstiege aus der Armut. Umso wichtiger ist es aber, nach den Mechanismen zu suchen, die uns erklären können, warum manche Kinder aus armen Familien später Probleme aufweisen und andere sich davon erfolgreich lösen können. Häufig wird

hierzu die Resilienz angeführt, die als Bewältigungsvermögen jedoch auf ähnliche Faktoren im Kindheitserleben zurückgeführt wird wie Wirksamkeitsüberzeugung und Langfristperspektiven – die ja armutsvermeidend wirken sollen. Zur Widerstandskraft in Bezug auf armutsbedingte Belastungen kommt es also durch die gleichen Bedingungen wie zur Entwicklung von Wirksamkeitsüberzeugungen und Lebensplanungskompetenzen, die vor Armut schützen können. So ist diese sehr häufig im Zusammenhang mit Kinderarmut angeführte Erklärung tautologisch – zumal diese Voraussetzungen in armen Haushalten ja kaum erfüllt sein sollen. Auch wenn vor diesem Hintergrund umso wichtiger ist, dass entsprechende (sozial-)pädagogische Stärkungsmaßnahmen für arme Kinder entwickelt werden, bleibt die Frage nach der Dynamik von familialen Erfahrungen und den daraus resultierenden Risiken über den Lebensverlauf immer noch bestehen.

Familiäre Armutstransmission als intergenerationale Aushandlung: neue Zugänge zur Frage nach der Armutstransmission

Ohne die nachhaltigen Wirkungen der Erfahrungen in Kindheit und Jugend in Abrede zu stellen, machen viele Autor*innen aus der Lebenslaufsoziologie auf die lebenslange Offenheit menschlicher Entwicklung und die permanenten Veränderungen von Erfahrungen aufmerksam.¹ Dies schließt an Sozialisationsvorstellungen an, die nicht nur eine permanente Identitätsentwicklung, sondern auch eine nicht ein-, sondern wechselseitige Beeinflussung von Individuum und Gesellschaft beinhalten. Zwar erschließen wir uns Bedeutungen und orientieren unser Handeln vor dem Hintergrund bisheriger Erfahrungen und angestrebter Ziele. Diese werden aber situativ verändert, nämlich entlang der Reaktionen des Gegenübers ausgerichtet und interpretiert. In dieser

Erfordernis und Fähigkeit zur Reflexion und wechselseitigen Anpassung von Individuen und ihren Umwelten liegt der Schlüssel für soziale Kooperation, Widerstandsfähigkeit und Veränderung sozialer Strukturen. Wir beziehen uns hier auf den Symbolischen Interaktionismus.² In der Jugendsoziologie und der Erziehungswissenschaft wurde dieses Sozialisationsverständnis einer reziproken Aushandlung von Handeln und Identitäten und einer prinzipiell offenen Entwicklung von Werthaltungen und Handlungsorientierungen in der Familie deutlich umfassender und nachhaltiger rezipiert als in der soziologischen Forschung zur schichtspezifischen Sozialisation. Nur sehr wenige Arbeiten der Ungleichheitssoziologie verweisen explizit auf einen *wechselseitigen* Transmissionsbegriff.

In Studien, die einen wechselseitigen Sozialisationsbegriff voraussetzen, wird häufig auch der Familien- und Generationenzusammenhang unmittelbar einbezogen. Damit wird die in der Armutsforschung vorherrschende Konzentration auf die *jeweiligen* Erfahrungen- und Handlungsmuster bei der Eltern- und (daraus abgeleitet) der Kindergeneration verlassen und auf die Prozesshaftigkeit individueller Handlungsorientierungen im Kontext familialer Kommunikation abgestellt. Bei sozialen Aufstiegen von Kindern gehe es nämlich um „besondere Anforderungen, die mit der Bewältigung von Veränderungen in der Eltern-Kind-Beziehung verbunden sind, mit der Bewältigung von Entfernungen und Entfremdungspotentialen, auch von Neid und Angst oder strukturellen Momenten von Einsamkeit mit den heranwachsenden Kindern“.³ Dabei würden zentrale biografische Themen seitens der Eltern in die Interaktionen und Beziehungen gereicht, insbesondere unbewältigte negative Erfahrungen der Eltern würden dabei die Entwicklung von Autonomie und die Ablösung vom familialen Herkunftsmilieu für die Kinder erschweren.

Die sich im Generationenverhältnis vollziehenden Transmissionen von Erfahrungen und Haltungen konstituieren sich über Kommunikationen und Interaktionen, die insbesondere in erzählten Geschichten greifbar werden können. Konsequenterweise müsste der methodische Zugang dann auch über biografische Interviews erfolgen. Während aber in den meisten Arbeiten für Einzelinterviews mit den Generationen- beziehungsweise Familienmitgliedern plädiert wird, lassen sich unseres Erachtens durch eine Kombination aus biografischen Interviews und Gruppendiskussionen, wie sie das familiengeschichtliche Gespräch darstellt,⁴ die intergenerationalen Auseinandersetzungen und Beziehungsgeflechte direkter studieren als in Einzelinterviews. In familiengeschichtlichen Gruppengesprächen können die Dynamiken der Gruppeninteraktion direkt zunutze gemacht werden. Dabei wird mit dem Fokus auf *gemeinsame* biografische Narrationen dem Umstand Rechnung getragen, dass Generationenverhältnisse in Prozessen der Weitergabe, Übernahme und Abgrenzung von Lebens- und Gesellschaftsgeschichte entstehen, also nicht ohne zusammen unternommene Thematisierungen der gemeinsamen Geschichte. Nicht nur Einzelne, sondern auch Familien können nur mithilfe von Geschichte(n) auf ihre (kollektive) Identität zugreifen und sie tun dies nicht beliebig und auch nicht jedes Mal beliebig anders in Interviews. So gehen wir davon aus, dass die in biografischen Interviews vorgetragene Ordnung erlebter Zusammenhänge prinzipiell auch jenseits des Interviews wirksam ist und man mit ihr verstehen kann, warum ein Fall so geworden ist, wie er sich zeigt. In der Realgruppe der Familie kann also durch den Familienkontext das arbeitsteilige „Vorspielen“ intergenerationaler Beziehungs- und Interaktionsstrukturen stimuliert und schließlich analysiert werden, was ohne eine solche Befragungssituation

kaum möglich wäre. Denn die für die Konstitution von Generationenverhältnissen wichtigen familienbiografischen Erzählungen, die hier in Gang gesetzt werden, kommen so, als Großerzählung, im Alltag eher selten vor.

In unserem Forschungsprojekt „Hartz IV-Generationen? Fatalismus und Gegenwartsorientierung in armen Familien“ zeigt sich, dass mittels der gemeinsam von der Familie vorgetragene(n) Geschichte(n) zentrale „wunde“ Punkte in der gemeinsamen Biografie sowie vor allem (erschwerter) intergenerationelle Ablösungs- und Autonomieprozesse in Szene gesetzt werden.

1. Riskante Beziehungen und unablässige Aushandlung von Armutsrisiken: Empirische Befunde

Fragestellung, Methoden und Datengrundlage

In dem Forschungsprojekt, das seit Anfang 2016 für zwei Jahre von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wird, werden die intergenerationellen familialen Auseinandersetzungen mit Armut untersucht, die über mehrere Generationen andauert.

Das Kernstück der Studie sind damit familiengeschichtliche Gespräche mit (mindestens) zwei Generationen, das heißt Eltern und ihren erwachsenen Kindern. Dabei stehen intergenerationell fortdauernde Armutslagen im Fokus, zu kontrastiven Zwecken werden aber auch Familien untersucht, in denen die Kinder die Armutslage in unterschiedlichen Reichweiten überwinden konnten. Die Kriterien zur Auswahl der Fälle sind damit ein über mehrere (möglichst über zehn) Jahre andauernder Sozialleistungsbezug der Eltern wie auch ihrer Kinder oder aber ein seit Jahren beziehungsweise Jahrzehnten andauernder Sozialleistungsbezug der Eltern, während die Kinder hieraus „aussteigen“ konnten oder dies gerade versuchen.

Wir kamen mit den Familien zum einen über Inserate in regionalen Anzeigenblättern und Online-Kleinanzeigenmärkten in Verbindung. Zum anderen haben wir über Pressemitteilungen Kolleg*innen auf unsere Studie aufmerksam machen können, die im Bereich der Familienhilfe und Arbeitsmarktintegration tätig sind und Familien nach ihrer Teilnahmebereitschaft fragten beziehungsweise die Kontakte zu ihnen herstellten. Wir haben elf von ursprünglich geplanten zehn Interviews geführt und befinden uns gerade in der Auswertung der Gespräche.

Es haben sich ausschließlich alleinerziehende Mütter beziehungsweise deren Kinder bei uns gemeldet, obwohl wir uns um die Teilnahme von Familien jedweder Konstellation bemüht haben. Neben Menschen mit Migrationshintergrund gelten auch gering qualifizierte Frauen mit allein zu erziehenden Kindern zu den besonders armutsgefährdeten Gruppen und während wir die – entsprechend ebenfalls häufigen – Teilnahmewünsche von Migrant*innen aus den genannten Gründen abgelehnt haben, sind die in den besonders armutsbetroffenen Gruppen vorherrschenden Familienkonstellationen hier kaum zu umgehen. So besteht unser Sample allein aus Familien mit alleinerziehenden Müttern als Familienvorstand, welche zudem meist gering qualifiziert sind. Diese sind im Alter zwischen 50 und 60 Jahren und beziehen mindestens 10 Jahre, in den meisten Fällen aber auch deutlich länger (25 bis 40 Jahre) Leistungen oder haben eine sehr lange Zeit Sozialleistungen bezogen und sind mittlerweile frühverrentet. Dagegen finden sich für die am Gespräch teilnehmenden Kinder (zwischen 20 und 35 Jahren) ganz unterschiedliche Konstellationen: Wir können derzeit drei Aufstiegsfälle und drei Fälle miteinander vergleichen, in denen die Kinder ebenfalls gering qualifiziert und von sozialstaatlichen Leistungen abhängig sind. Bei den anderen drei Gesprä-

chen teilen sich die Fälle entlang der teilnehmenden Geschwister in Auf- oder Abstiege, das heißt nicht alle Kinder, die am Gespräch teilgenommen haben, befinden sich in einer ähnlichen Lebenslage wie ihre Eltern beziehungsweise Mutter und/oder sehen sich in deren Tradition. Eine eindeutige Zuordnung der Fälle als Aufstieg oder Reproduktion lässt sich aber auf der alleinigen Basis der formalen Angaben zu den Bildungsabschlüssen oder der Arbeitsmarktanbindung der Kinder auch bei Einzelkindern nicht immer vornehmen. Vielmehr müssten die Fälle – aber auch erst am Ende unserer Analysen – in Form einer Typologie feiner differenziert und erklärt werden. Denn die jeweiligen Generationenbeziehungen beeinflussen die „tatsächliche“ Reproduktion oder erfolgreiche Überwindung der elterlichen Deutungsmuster und Handlungsorientierungen. Diese können wir erst mit dem Gespräch zusammen rekonstruieren. Es kann also sein, dass ein Kind zwar nach formalen Kriterien (etwa Bildungszertifikaten) deutlich aus dem Elternhaus aufgestiegen ist, es aufgrund habitualisierter Muster aber keinen nachhaltigen Aufstieg erreicht. Die Offenlegung der dabei wirkmächtigen Prozesse ist eine wesentliche Leistung, die qualitativ-rekonstruktive Untersuchungen zur Erforschung der „Vererbung“ von Armutsrisiken beitragen.

Die Gespräche wurden durchgeführt, wenn mindestens zwei Mitglieder aus zwei verschiedenen Generationen zum Termin erschienen, wobei wir stets bemüht waren, alle oder wenigstens möglichst viele Geschwister aus einer Familie zum Gespräch zu bewegen. Vor allem bei abgebrochenen und konfliktbeladenen Kontakten war dies jedoch nicht möglich. Fast alle Gespräche fanden bei einem der Familienmitglieder zu Hause statt und dauerten im Durchschnitt etwa vier Stunden. Wir haben deutschlandweite Befragungen nicht ausgeschlossen, unser Sample besteht aber aus Fällen aus dem Ruhrgebiet. Wir bereiteten die Gespräche durch

mehrere Vorabkontakte mit den Befragten vor, die der Aufklärung und dem persönlichen Kennenlernen möglichst aller beteiligten Familienmitglieder dienten.

Wir eröffneten die Gespräche mit offenen Erzählaufforderungen zur Familiengeschichte, wobei wir nicht nur der Familie überließen, wo sie begann, sondern auch, wer von den anwesenden Familienmitgliedern die (Anfangs-)Erzählung übernahm. Wir hinterließen den Familienmitgliedern nach den Gesprächen einen Kurzfragebogen, den wir sie baten, ausgefüllt an uns zurückzusenden. Es ging uns hier um die Erfassung von Herkunfts- und Lebensverlaufsdaten der Familienmitglieder, die erfahrungsgemäß nicht zwingend in den biografischen Erzählungen genannt werden.

Parallel zur Erhebung hatten wir bereits mit der Auswertung der Gespräche begonnen, sodass die Erhebungen und bisherigen Analysen durch die ersten Rekonstruktionen und somit empirisch gelenkt wurden und Muster schrittweise fallkontrastiv verstanden und ausgebaut werden können. Wir verwenden dafür das Verfahren der Einzelfallrekonstruktion, wie es in der Objektiven Hermeneutik vorgeschlagen wird und beziehen die Fragebögen direkt in diese Interpretation ein. Das heißt, wir legen die handschriftlich von den Befragten ausgefüllten Bögen und dabei auch die Art und Weise, wie Felder ausgefüllt oder durchgestrichen wurden, extensiv aus, bevor wir in die Feinanalyse des Interviewanfangs und weiterer ausgewählter Textstellen übergehen.

Erste Ergebnisse

Unsere (noch vorläufigen) Forschungsergebnisse zeigen, dass – bisher in diesem Bereich noch nicht erprobte – familiengeschichtliche Gespräche in der Forschung über Familienarmut sehr gut umgesetzt werden können. So gelang es den teilnehmenden Familienmitgliedern immer, eine gemeinsame Geschichte

zu erzählen. Dies schließt unterschiedliche Erzählanteile und Erzählrollen/-perspektiven natürlich nicht aus. Letztere sowie die spezifischen Formen der Redeübergabe (wann/bei welchem Thema; von wem zu wem, „narrativer“ Einbezug abwesender Familienmitglieder) sind nicht nur konstitutiv für den Typus „gemeinsames Erzählen“; gleichzeitig können sie auch als Ausdruck bestehender und früherer Rollen- und Erlebensverteilungen interpretiert werden. Sie bieten den Forscher*innen dadurch einen zusätzlichen Zugang zur familialen Grundkonstellation. Wo etwa die Kinder ihre Eltern offen in ihren Haltungen kritisieren und dafür auch Rederecht einfordern, ist ihre (mentale) Ablösung und teilweise auch ihr Einfluss auf die gemeinsame Familiensituation spürbar, von der sie (noch) finanziell abhängig sind und die sie daher zugunsten ihres Aufstiegs verändern, das heißt die ökonomische Situation verbessern wollen. Umgekehrt erwiesen sich vor allem traumatische Erfahrungen der Eltern (hier also vor allem der Mütter) als familien(biografie)prägend und wurden hinsichtlich ihrer Tragweite quasi „vor Ort“ ausgehandelt. Diese Aushandlung vor Ort geschieht durchaus auf der Grundlage individuell unterschiedlicher Versionen und bei entsprechenden wechselseitigen Ergänzungen, Relativierungen und Korrekturen.

Gemeinsam dargestellt und miteinander diskutiert werden in den von uns durchgeführten Gesprächen inhaltlich dabei vor allem zahlreiche Haltungen, wie sie bereits Lewis als Teile einer „Kultur der Armut“ beschrieben hat⁵ und die als armutstypisch wie armutsverstärkend gelten. Wo sie nicht, wie in den Fällen aus der Armut aufgestiegener Kinder, offen von Kindern an Eltern kritisiert werden und sich so ein Bruch in den Deutungsmustern zeigt, zeigen diese Haltungen sich in den Fällen fortgesetzter Armutslagen relativ einhellig (und unreflektiert) im Blick auf die eigene Geschichte

und Lage: Dies gilt insbesondere für die beiden genannten biografischen Kernorientierungen Fatalismus und Gegenwartsorientierung.

So ist im Zusammenhang mit der Gegenwartsorientierung für alle Lebensbereiche eine relative „Planlosigkeit“ zu erkennen. Die Wahrnehmung biografischer (insb. auch beruflicher) Optionen und Alternativen ist begrenzt. Von außen betrachtet „riskante Entscheidungen“ (z.B. die Wahl von Ausbildungsberufen mit hoher Arbeitslosigkeit und sehr geringen Aufstiegsmöglichkeiten) werden „ungewusst“ gewählt beziehungsweise auf der Basis vorübergehender Neigungen, Kindheitsphantasien und insbesondere einfacher Gelegenheitsstrukturen (Nähe der Ausbildungsstätte, Vermittlung durch Verwandte). Umgekehrt sind Anzeichen für intensivere Auseinandersetzungen oder gar familiäre Diskussionen über „kluge“ biografische Entscheidungen in Familien mit reproduzierter Armut eher selten, während sie in den Aufstiegsfällen direkt auch vor uns nachvollzogen wurden.

Ist dies bei berufsbiografischen Entscheidungen besonders augenfällig (und folgenreich), so gilt dies doch auch für viele andere Lebensbereiche, beispielsweise für die familialen und verwandtschaftlichen Beziehungen, die einerseits zerrüttet sind, gleichwohl aber als überaus wichtig (normativ und als Ressource) betont werden, während Entscheidungen zur Familiengründung als Ereignisse eingeführt werden, die einfach „passieren“, ohne dass die Befragten sie auch nur ansatzweise als „kontingent“ und gestaltbar erleben. Dies gilt gerade auch für Handlungsformen, die allgemein als deviant eingestuft werden, zum Beispiel Drogenkonsum oder die Anwendung körperlicher Gewalt.

Da wir bisher vornehmlich etwa 60-jährige Mütter mit ihren etwa 30-jährigen erwachsenen Kindern befragt haben, lässt sich gut zeigen, wie aktuell die familiäre Reproduktion in für herkömmliche Sozialisa-

tionsverständnisse fortgeschrittenen Altersklassen ist: Zentrale Punkte des gemeinsamen Zusammenlebens sind „wund“ und (deshalb) in permanenter Transformation.

Fazit und Ausblick

Obwohl wir uns zurzeit noch in den Auswertungen befinden, können aus diesen ersten Ergebnissen und methodischen Erfahrungen bereits Schlussfolgerungen für die Untersuchung der familialen Transmission von Armutsrisiken gezogen werden.

Zugänge, die sich auf Generationenbeziehungen konzentrieren und diese direkt, das heißt auch methodisch in der Erhebung, zum Ausgangspunkt ihrer Analysen machen, können verhältnismäßig direkte Einblicke in die Prozesse der Transmission von Armutsrisiken geben. Damit wird auch erkennbar, wie sehr die Überwindung oder Tradierung von Armut fortwährend von den Generationsbeziehungen und den dort ausgetragenen Aushandlungen abhängig ist und sich nicht nur formal über sozialstrukturelle Merkmale der Lebenslagen ableiten lässt. So lassen sich nicht nur mehr oder weniger eindeutige „Aufstiege“ oder „Vererbungen“ beschreiben, sondern vor allem unterschiedliche Formen der (Nicht-)Transmission armutsrelevanter Deutungsmuster und Handlungsorientierungen. Hier kann man gespannt sein auf die weiteren Analysen, die die beiden Grundformen differenzieren werden und dadurch weitere Aufschlüsse über den Prozess der „Vererbung“ von Armut ermöglichen.

Was in der Forschung zu familialen Armutsgenerationen jedoch ebenfalls kaum Beachtung findet und auch in unseren eigenen Analysen noch viel umfangreicher berücksichtigt werden muss, sind die gesellschaftlichen Generationenbeziehungen. So bilden die untersuchten Generationen immer auch gesellschaftliche, insbesondere ökonomische Generationen ab, die sich durch unterschiedliche Chancen

und Risiken in Wohlfahrtsstaat und Arbeitsmarkt kennzeichnen. Die sozialpolitischen Entwicklungen der wohlfahrtsstaatlichen Transformation und der Wandel auf dem Arbeitsmarkt sind daher im Kontext der intergenerationellen Transmission von armutsrelevanten Deutungsmustern zu reflektieren. Doch auch kulturelle Entwicklungen der Generationen, wie sie in der Soziologie zurzeit als symbiotische Annäherung von Eltern und Kindern diskutiert wird, sind nicht unerheblich für den vorliegenden Zusammenhang. Der über die Arbeitslosengeldreformen erschwerte Auszug von unter 25-Jährigen aus dem elterlichen Haushalt spielt sicher ebenso in das Phänomen der sich nicht voneinander lösenden Armutsgenerationen hinein wie die geringe kulturelle Abgrenzung der heute 30-Jährigen von den Lebensweisen und dem Alltag ihrer Eltern. Zwar wohnen die Generationen in Deutschland im Allgemeinen verhältnismäßig eng beieinander, da Kinder sehr selten in von ihren Eltern weit (über zwei Stunden) entfernte Orte ziehen. Gleichwohl sind hierbei Unterschiede bei den sozialen Schichten festzustellen: Gering qualifizierte Familienmitglieder bleiben häufiger beieinander wohnen als hochqualifizierte.⁶ Gleichzeitig wohnen in Nordrhein-Westfalen, aus dem alle unsere teilnehmenden Familien stammen, auch künftige Hochschulabsolvent*innen deutlich häufiger in der Nähe und sogar im Haushalt ihrer Eltern.⁷ Mit der Wohn-Enge wie auch anderen Formen der Nähe und Distanz zum Herkunftsmilieu werden wir uns also im Kontext mit der Reproduktion von sozialer Ungleichheit und Armutsrisiken noch stärker auseinanderzusetzen haben.

Summary

In research on the intergenerational transmission of poverty, life paths

are often defined by what individuals have learned in childhood. Little research assumes the possibility of permanent interaction processes, which preserve experiences, but also transform them, even in adulthood. Accordingly, the focus of poverty research is rarely directed at intergenerational relations and interactions. In this article, we refer to preliminary empirical findings from a study we are conducting to argue how important and meaningful such an intergenerational and qualitative research perspective can be. Biographical group discussions with families, in which parents and their adult children negotiate their stories show that poverty is not an early fixed and impenetrable heritage as it is discussed by most poverty researchers. The intergenerational transmission of poverty is rather a permanent negotiation by the family members.

Anmerkungen

- 1) Vgl. etwa Brim und Kagan (1980).
- 2) Vgl. Mead (1968), Strauss (1974), Turner (1970).
- 3) King (2017), 29.
- 4) Vgl. Hildenbrand (2005).
- 5) Vgl. Lewis (1959).
- 6) Vgl. Mahne & Huxhold (2017).
- 7) Vgl. Middendorff u.a. (2017).

Literatur

- Brim, Orville Gilbert und Kagan, Jerome 1980: *Constancy and change in human development*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Hildenbrand, Bruno 2005: *Fallrekonstruktive Familienforschung. Anleitungen für die Praxis*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- King, Vera 2017: „Intergenerationalität – theoretische und methodische Perspektiven“, in: Kathrin Böker und Janina Zölch (Hrsg.): *Intergenerationale Qualitative Forschung. Theoretische und methodische Perspektiven*, Wiesbaden: Springer VS, 13-32.
- Lewis, Oscar 1959: *Five families. Mexican case studies in the culture of poverty*, New York: Basic Books.
- Mahne, Katharina und Huxhold, Oliver 2017: „Nähe auf Distanz: Bleiben Beziehun-

gen zwischen älteren Eltern und ihren erwachsenen Kindern trotz Wohnentfernungen gut?“, in: Katharina Mahne, Julia K. Wolff, Julia Simonson und Clemens Tesch-Römer (Hrsg.): *Altern im Wandel. Zwei Jahrzehnte Deutscher Alterssurvey (DEAS)*, Wiesbaden: Springer VS, 215-230.

– Mead, George H. 1968: *Geist, Identität und Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

– Middendorff, Elke ApolinarSKI, Beate; Becker, Karsten; Bornkessel, Philipp; Brandt; Tasso; Heißenberg, Sonja & Poskowsky, Jonas 2017: *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2016*, Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung. https://www.bmbf.de/pub/21_Sozialerhebung_2016_Hauptbericht.pdf [Zugriff: 31.7.2017].

– Strauss, Anselm L. 1974: *Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

– Turner, Ralph 1970: *Family interaction*, New York: Wiley & Sons.

Die Autor*innen

Daniela Schiek hat von 1999 bis 2004 an der Freien Universität Berlin Soziologie studiert. Danach war sie für wissenschaftliche und Koordinationsaufgaben im Deutschen Bundestag angestellt. 2005 war sie zunächst Mitarbeiterin der Universität Hohenheim in Stuttgart. Seit 2006 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Bildungswissenschaften im Institut für Soziale Arbeit und Sozialpolitik, wo sie 2010 zur biografischen Verarbeitung prekärer Arbeit bei gering Qualifizierten promovierte. Von 2014–2016 war sie Vertretungsprofessorin für Mikrosoziologie und qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung, zunächst an der Universität Hamburg und anschließend an der Universität Bielefeld, wo sie sich kürzlich habilitierte. Neben der sozialen Ungleichheit gehören auch die Soziologie der Geschlechterverhältnisse sowie die Methoden qualitativer Sozialforschung zu ihren Arbeitsschwerpunkten.

Carsten G. Ullrich hat von 1985 bis 1992 an der Universität Hamburg und der Freien Universität Berlin Soziologie studiert. Er war im Anschluss wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bremen, wo er 1999 zur Akzeptanz der solidarischen Krankenversicherung promovierte. Von 1994 bis 2006 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter und Assistent an der Universität Mannheim. Hier habilitierte er sich 2007. Anschließend vertrat er Professuren für Sozialpolitik an der Hochschule Niederrhein sowie der Universität Duisburg-Essen. Hier ist er seit 2009 Professor für Soziologie und Methoden der qualitativen Sozialforschung an der Fakultät für Bildungswissenschaften im Institut für Soziale Arbeit und Sozialpolitik. Hier ist er u.a. stellvertretender Institutsdirektor. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen insbesondere bei der Soziologie der Sozialpolitik, der sozialen Ungleichheit und bei den Methoden qualitativer Sozialforschung.



DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub | universitäts
bibliothek

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/70342

URN: urn:nbn:de:hbz:464-20190806-133209-4

Erschienen in: UNIKATE 52 (2018), S. 92-99

Alle Rechte vorbehalten.